

Die Christianisierung.

Er hat mit Waffengewalt den politischen Widerstand der Sachsen gebrochen. Das Sachsenland liegt wehrlos zu seinen Füßen. Das aber ist nicht das letzte Ziel Karls, sondern nur ein notwendiger Weg zu dem von ihm erstrebten Ziel. Er wollte nicht nur den beständigen Grenzkriegen zwischen Franken und den zum Rhein vordringenden Sachsen ein Ende machen, beide in einem grossen Germanen-Reich einend. Er wusste wohl, dass an eine wirkliche und dauernde Einigung nicht zu denken sei, solange die Sachsen noch im überlieferten Heidentum verharren würden. Daher war ihre Christianisierung sein Ziel, das er mit jedem Mittel zu erreichen suchte, auch mit dem politischen Zwangsgewalt.

Davon zeugt nicht bloss der Bluttag von Verden a.d. Aller, sondern auch die Verpflanzung von Tausenden von Sachsen, die Chronisten reden von einem Drittel der Bevölkerung, aus der Heimat in fränkisches Gebiet: «sie sollen für die Heimat wie tot sein (*Sperl, Archivar: erwähnt eine solche Sachsen-Kolonie in der Oberpfalz, die noch heute durch ihren Typus sich von der umwohnenden slawischen Bevölkerung unterscheidet (hohe Gestalt, langes Gesicht, blondes Haar)*), an ihre Stelle traten fränkische Einwanderer. Hand in Hand gehen damit schärfste gesetzliche Bestimmungen gegen alle, die sich weigerten, Christen zu werden. Nicht bloss droht Todesstrafe dem, der einen christlichen Priester kränkt, sondern auch dem, der seine Verstorbenen verbrennen lässt, statt sie zu beerdigen auf dem Friedhof der Gemeinde. Oder der versucht, im Land der Sachsen als Ungetaufter sich zu verbergen, und also verschmäht zur Taufe zu kommen. Alle Kinder sollen im ersten Lebensjahr getauft werden und jedermann an Sonn- und Festtagen die Kirche besuchen.

So wird alle Macht des Staates in den Dienst der Kirche gestellt. Die Strafbestimmungen sind später noch von Karl gemildert worden. Aber auch, als sie in voller Geltung standen, konnten sie wohl heidnischen Kultus vernichten, aber nicht in den Herzen den heidnischen Glauben: sie konnten das Christentum nicht in die Herzen pflanzen.

Dazu sollte die kirchliche Organisation, die sich über das ganze Land ausbreitete, dienen. Die Ueberlieferung weiss von Kirchen in unserem Lande, die von Karl selbst noch gestiftet und von Papst Leo III. geweiht seien, wie Rehme und Bergkirchen. Aber folgenreicher war die Gründung der sächsischen Bistümer, unter denen Minden neben Bremen und Verden zu den ältesten gehört. Sie gliederten sich dann in Dekanien, in denen die Kirchspiele zusammengefasst wurden. Die Fundierung dieser kirchlichen Anstalten führte zu Massregeln, die die Gemüter weiter verbittern mussten. Die Gemeindegossen mussten die Ausstattung der Kirche übernehmen. Jede Kirche erhielt einen Hof und an Grundbesitz zwei Bauerngüter; dazu wurde die Zehntpflicht eingeführt.

Damit war ein kirchliches Wesen, das das ganze Land umspannte, aufgerichtet. Aber es fehlte noch viel an einer gedeihlichen Einwirkung auf das Volk. Man hatte dieser Kirche den Vorwurf gemacht, dass ihre «organisatorische Tätigkeit bei weitem die missionarische überwogen» habe. Das Christentum habe höchstens einen moralisierenden Charakter gehabt. Es habe den Willen des Volkes sich untertan gemacht, indem es die Bösen durch Furcht vor dem Gericht Gottes geschreckt und wiederum durch Hinweis auf den künftigen Lohn gelockt habe. Auch mögen die fränkischen Glaubensboten durchaus nicht immer auf der Höhe ihres Berufes gestanden haben. Wenigstens warn Alkuin ernsthaft, man solle Boten zu den Sachsen senden, die *praedicatores non praedatores*, Prediger, nicht Beutejäger, seien. Karl selbst lag freilich am Herzen, wie er wahren Glauben und wirkliche Religion unserem Volke übermitteln könne. Er befahl, nur *sacerdotes bone spei*, Priester, von denen man sich Gutes versprechen könne, in das Sachsenland zu senden.

Nun aber möchte man fragen, was empfanden die Sachsen gegenüber der neuen Religion, die mit unwiderstehlichem äusseren Zwang sich ihnen aufdrängte? Jenes dreissigjährige Ringen gegen König Karl gibt deutliche Antwort. Aber auf die Zeit des Ringens bis aufs Blut folgt eine andere, in der das Sachsenvolk mit dem Christentum eins wurde. Welches sind die Bande, die unser Volk mit dem anderen Glauben verband?

Wie es scheint, stand die Frage im Vordergrund, welches ist die mächtigere Gottheit, die der Christen oder die des Heidentums? Und welche kann also kräftigere Hilfe ihren Bekennern leisten? Hier musste schon ein Blick in die politische Lage entscheiden. Wohl hatten auch die Sachsen Siege über die Franken erfochten, bei Lübbecke am Süntel und wohl auch in Detmold. Aber der letzte Ausgang hatte endgültig gegen sie entschieden. Man hat gefragt: war Wittekind innerlich für die christliche Heilswahrheit gewonnen? Sein Entschluss zur Taufe war weder eine Uebereilung, noch eine blosser Täuschung. Er kam aus der Überzeugung, längerer Widerstand sei zwecklos und werde

die Austilgung des ganzen Sachsenstammes zur Folge haben. Er beugte sich echt germanisch vor dem unwiderstehlichen Willen des Schicksals. Das war, bei Licht besehen, noch der alte Glaube. Er erkannte also die grössere Macht des Christengottes. Diese Macht auch dem Volke immer wieder vor Augen zu führen, dazu mussten die unzähligen Wundererzählungen dienen, in denen sich die Berichte der Zeit, vor allem die sogenannte Translationen, nicht genug tun können.

Freilich hatte schon Papst Gregorius an Augustinus, den Bekehrer der Angelsachsen, geschrieben: «Ich weiss, dass der allmächtige Gott durch dich dem Volke grosse Wunder gezeigt hat», aber diese Wunder geschähen nicht zum Ruhm der Wundertäter, sondern zum Heil der Seelen, die dadurch im Glauben gestärkt würden. Auch die Translatio St. Pussinae, die die Überführung der Gebeine dieser Heiligen nach Herford schildert, führt an ihrem Schluss aus, dass die Wunder en Ungläubigen, nicht den Gläubigen notwendig seien, damit sie aus dem Schlaf erweckt würden, und fügt eine Warnung vor übertriebener Wertschätzung der Wunder hinzu. Aber sie zeigt auch schon den Unwillen des Volkes, dass wundertätige Gebeine an andere Gemeinden abgeben soll. Die Translation St. Viti schwelgt in Wundern, die diese Überführung, im Jahre 836, geleiten. Und wenn der spätere Rolevinck, von der Tätigkeit der Bischöfe im Sachsenland zu Karls Zeit redet, dann erwähnt er auch ihre Wortverkündigung und vorbildlichen Wandel, aber der Nachdruck liegt auf der «häufigen Darbietung von Zeichen und Wundern, durch die sie das Volk erzögen». Und so mag denn doch auch die Translatio Pussinae, wenn sie von Vernunft-Beweisen redet, die wie «Mauerbrecher» die Gegengründe umstossen, zumeist an Wunder denken. Das musste gerade ihr nahe liegen, als in Herford ein handgreiflicher Beweis für die Wirklichkeit der Wunder sich in der «Hilligenböke» aufweisen liess, die sich einst öffnete, den heiligen Lebuin vor seinen Verfolgern aufzunehmen.

Eine Bekehrung durch Wunder führt naturgemäss nicht in das Heiligtum des Glaubens. Vielleicht war dazu der Missionsbetrieb der Kirche überhaupt zu wenig angetan. Man hat die Richtung, die weithin auch später in der Kirche herrschte, Sakramentarismus und Semipelagianismus genannt. Danach standen die Sakramente als die Wundermittel, durch die Gott wirkte, verhängnisvoll im Vordergrund. Und zum andern sicherte ihr Empfang durchaus durch deren eigene Wirkung das Heil. Es ist das Opus operatum, das sich hervordrängt, das heisst die Meinung, dass die kirchliche Vollziehung der Sakramente ohne alle Rücksicht auf den inneren Stand des Empfangenden das Heil verbürge. Man schreibt ihnen eine magische Wirkung zu. Die Erfüllung der «kirchlichen Pflichten» sichert das Heil. Es kam eben alles auf die Übung des christlichen Gottesdienstes an gegenüber dem alten Götterdienst, der immer noch heimlich geschah. Man denke an die Homilia de sacrilegiis.

Nun aber zeigt sich, dass es neben dem allen noch eine andere Strömung gab, die weit andere Züge weist. Ihr klassischer Ausdruck ist die berühmte Evangelienharmonie, die wir den «Heliand» nennen, weil sie an Hand der Evangelien das Leben des Heilands in altsächsischem Stabreim erzählt. (Anmerkung: Es handelt sich um ein Grossepos von 5983 stabreimende Langzeilen, in welchem das Leben Jesu Christi in Form einer Evangelien-Harmonie nacherzählt wird. Die Zeit der Niederschrift geht auf die erste Hälfte des neunten Jahrhunderts zurück, etwa um das Jahr 830. Der altsächsische Text wurde in karolingischen Minuskeln, mit zum Teil angelsächsischem Einfluss, wiedergegeben) Ihre Bedeutung für das deutsche, besonders das sächsische Volk hat niemand so begeistert und, wie wir glauben, wahrheitsgemäss erkannt und gewürdigt wie Vilmar (*Literaturgeschichte Marburg 1862: und deutsche Altertümer im Heliand, Beiträge zur Erklärung des altsächsischem Heliand und zur neueren Geschichte der Einführung des Christentums*). Seine Darstellung ist bei sorgsamsten Eingehen auf Grosses und Kleines, auf Sachliches und Wortetymologien ein Lied im Höheren Chor zum Lob des altsächsischen Volkes, aber vor allem zu Ehren dessen, der der Heiland der Welt ist und hier gefeiert wird als der deutsche Volkskönig und Gefolgsherr, der mit seinen Getreuen durch sein sächsisches Land zieht und um sächsische Herzen wirbt. Hier tritt das Christentum nicht als ein starres Gesetz entgegen, das immer nur Forderungen auflegt, oder als eine magisch wirkende Macht, vielmehr steht die Person Christi im Mittelpunkt, ER allein, als der, der für jede Seele und alle ihre Nöte das erlösende Wort hat, und bei dem das selige Gefühl des Gefundenhabens und Geborgenseins und Daheimseins über die Seele kommt. Hier tut sich also das Gnadengeheimnis des Christentums weit auf, und aus ihm leuchtet die Sonne des Heils in die Seelen hinein.

Es ist gewiss, dass der «Heliand» nicht einmal in dem Sinne ein Volkslied war, dass es aus dem Sinn des ganzen Sachsen-Volkes heraus gesungen wäre. Es entsprach nur einer beschränkten Schicht des Volkes, der Edelschicht: das ist die Schicht derer, sie «aus der Wahrheit sind (Johannes 18,37)». Ihr entstammt offenbar auch der Dichter des Liedes, wenn wir auch seinen Namen nicht kennen. Es lag ihm am Herzen, dass in all der Geschäftigkeit, mit der Staat und Kirche sich um die Christianisierung der Sachsen bemühten, die Hauptsache nicht vergessen werde. So wurde sein Lied ein Zeugnis für die Sachsenmission, demgegenüber die volle Christianisierung Sachsens erst begreiflich wird.

Der Dichter des Liedes aber stand sicherlich mit dem Kloster Corvey in engstem Zusammenhang, man nimmt neuerdings an, dass Adalhard, der Abt von Corvey, bei Entstehung des Liedes nicht übersehen werden dürfe. Corvey aber war wieder in engster Verbindung mit Herford. Wir dürfen annehmen, dass gerade im Stift zu Herford unser Lied in den Herzen widerklang und von hier aus weiter in unser Land hinein klang.

Will jemand noch Genaueres über die Umwandlung hören, wie sie sich in edlen Sachsenherzen vollzog, den dürfen wir auf einen Sang neuerer Zeit verweisen, in dem der Dichter uns die Entwicklung zeigt, die in Lieb und Leid ein edler Sachse durchmacht, und die ihn aus dem ererbten Heidentum zum christlichen Glauben führt. Es ist das epische Gedicht «Dreizehnlinden» von Friedrich Wilhelm Weber (Paderborn 1905). Das Kloster Dreizehnlinden ist Corvey, unter dessen Mönchen auch Minden-Ravensberger erscheinen. Da ist der Prior Markward: (aus: Die Mette)

Wo der Weser blaue Fluten
durch das Felsentor sich bahnen
ihren Weg ins weite Flachland,
lag der Freihof seiner Ahnen.

Und da ist auch Waltram «aus dem Hügelland der Engern». Der Dichter hat also die engen Beziehungen Minden-Ravensbergs zu Corvey, einem Missionsmittelpunkt des Sachsenlandes, erkannt und gewürdigt.



Aquarellierte Nachzeichnung eines von Leo III. um 799/800 beauftragten Mosaiks in der damals neuerbauten Kirche [Santa Susanna](#) in Rom, das inzwischen verloren ist: **Petrus** (Mitte) überreicht Papst Leo III. (links) das [Pallium](#) und **Karl dem Großen**(rechts) eine Fahnenlanze. Aus dem Codex Barb. lat. 2062, fol. 61r in der Apostolischen Bibliothek im [Vatikan](#)